

Nr. 2. Bromberg, den 3. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(17. Fortsetzung.

Reiwald suchte sich jetzt in dem Spektakel zurückzuziehen, denn das schien ihm der einzig passende Augenblick; aber ein schöner Lohn erwartete ihn noch. Die älteste Tochter des Kaziken war aufgestanden und kam auf ihn zu. Sie trug — keinen Lorbeerkranz in ihrer Hand, wie in alten Zeiten Prinzessinnen vielleicht den Sänger lohnten, sondern eine hölzerne Schüssel mit gekochten Puff- oder Saubohnen, die sie ihm mit einem freundlichen Lächeln in dem gutmütigen Gesicht überreichte.

Das Mädchen war hübsch und brachte ihm die Gabe mit einer eigenen Grazie und doch schüchtern. Die Situation hatte dabei so unendlich viel Komisches, daß Reiwald in nüchternem und normalem Zustande kaum ernsthaft geblieben wäre. So aber wirbelte ihm der Kopf, hungrig war er ebenfalls bis zum Umfallen und mit einem dankenden Muchas gracias, Sennorita!" — ziemlich die einzigen spanischen Worte, die er wußte, — nahm er die Schüssel und zog sich damit zurück.

Übrigens bemerkte er, als er den Rand der Hütte aufsuchte, daß auch der alte Chilene, Don Enrique, nicht mehr schlief, sondern aufrecht auf seinen Decken saß und sich angelegentlich mit dem Halbindianer unterhielt. Reiwalds Kopf war aber viel zu wirr, um noch zu hören, daß der alte Mann Meier und den Halbindianer zu Reisebegleitern geworben hatte. Da sich der Doktor ebenfalls zu ihm gesellte, verschlangen beide die Bohnen mehr, als daß sie dieselben verzehrten, und warfen sich dann, unbekümmert um Bequemlichkeit, auf ihr dürftiges Lager nieder. Sie hörten noch das Lärmen, Pfeifen, Singen, Toben, Lachen um sich her, aber nur unbestimmt und bleiern, wie in einem Traum. Reiwald war es außerdem, als ob die ganze Hütte mit ihm herumwirbelte, und er mußte ein paarmal die Augen öffnen und sich emporrichten, um nur dieses entsetzliche Gefühl loszuwerden.

13. Am anderen Morgen.

Reiwald und der Doktor verbrachten eine elende Nacht; denn der Lärm der trunkenen Indianer, wenn er auch nie in Streit oder Zank ausartete, wuchs mit jeder Stunde, und an Schlafen war nicht zu denken. Bis gegen drei Uhr morgens dauerte das Gelage, das heißt, so lange hielt der Branntwein im Faß an, oder die Indianer würden die ganze Nacht fortgetrunken haben. Ein Teil der Rothäute konnte natürlich nicht mehr fortgeschafft werden; sie hatten sich so vollgetrunken, daß sie liegen bleiben mußten, wo sie lagen, und man ließ sie liegen. Wer sich aber noch auf den Füßen halten konnte, taumelte hinaus, um seine eigene Wohnung aufzusuchen, nach welcher sich die Frauen schon vor ein paar Stunden zurückgezogen hatten. Dadurch gab es mehr Raum in der Hütte. Selbst der alte Kazike, der noch fest auf seinem Posten aushielt, und sich sogar das Faß umdrehen ließ, ob er nicht ein letztes Glas herauspressen könne, schwankte auf sein dicht neben seinem Sitz bereitetes Lager, rollte sich in seinen Poncho und schnarchte im nächsten Augenblick, als ob es ihm die Brust zersprengen müßte.

Und auch diese Nacht nahm ein Ende, — die schrecklichste, wie Reiwald glaubte, die ein Mensch überstehen könne. Der Tag brach an, und wenn auch die meisten Schläfer noch regungslos und unfähig, sich zu bewegen, auf der Erde in den unglaublichsten Stellungen ausgestreckt lagen, so wurden doch die Haustiere lebendig und begannen ihr gewöhnliches Konzert.

„Nein", rief Reiwald, indem er auf die Füße sprang, „das ist nicht zum Aushalten! Herr, mein Gott, die Kopfschmerzen! Mir ist zumute, als ob mir der Schädel auseinanderspringen müsse!"

„Ein Königreich für eine Portion Sardellen!" brummte der Doktor. „Mir will's den Magen zerreißen."

„Das ist das niederträchtigste Gesöff", stöhnte Reiwald, „das ich in meinem ganzen Leben verschluckt habe. Magdeburger Rotwein und Grüneberger sind Göttergetränke dagegen. Na, an die Nacht will ich denken, und wenn ich alt genug würde, mein fünfzigjähriges Reisejubiläum zu feiern."

„Und wie das hier aussieht!" sagte der Doktor, indem er den Blick in dem jetzt von der aufgehenden Sonne beschienenen Raum umherwarf. „Betrachten Sie sich nur einmal diese „Ebenbilder Gottes", die hier auf dem Boden umhergestreut liegen! Wenn ich jetzt einen Bleistift hätte und zeichnen könnte!"

„Und wie behaglich sich die Enten in dem — Stall fühlen! Na, ich werde einen schönen Schnupfen kriegen, ich bin durch und durch naß geworden."

„Wo haben Sie Ihre Flasche, Reiwald?" sagte der Doktor. „Da Sie einmal vom Schnupfen reden, glaube ich, wäre es gar nicht übel, wenn wir ein kleines Präservativmittel dagegen brauchten."

„Reden Sie mir nur nicht von einer Flasche!" rief aber Reiwald. „Mir wird übel, wenn ich nur spirituöse Getränke erwähnen höre. o Gott, mein Kopf!"

„Bitte, genieren Sie sich nicht!" sagte Pfeifel ruhig. „Ich trinke auch allein. Wo steckt sie denn?"

„Dort in der Satteltasche", sagte der junge Mann und wandte sich ab, um nur nicht zu sehen, daß jemand trank.

Don Enrique war ebenfalls munter geworden. Er stand auf, sah sich um, warf seinen Poncho über und verließ das Haus, ohne mit seinen Reisegefährten ein Wort zu wechseln. Diese fanden nichts Außergewöhnliches darin; denn erstens konnten sie sich überhaupt nicht gut mit ihm verständigen und dann wußten sie, daß er überhaupt nie mit einem Menschen sprach, wenn er nicht eben einen Auftrag zu geben oder etwas zu erfragen hatte.

Don Enrique, mit der Befürchtung, die Cruzado in ihm wachgerufen, daß nämlich die Regenzeit zu früh einsetzen und ihren Marsch total vereiteln könne, hatte keinen Augenblick versäumt, die Tiere herbeizuschaffen. Die Indianer brachte er durch das Versprechen eines Geschenkes ebenfalls dazu, ihm beim Aufschnüren der Ledersäcke behilflich zu sein, und da jeder von ihnen gern etwas Tabak, Indigo, spant-

schen Pfeffer, oder sonst eine hier oben nicht zu erlangende Kleinigkeit zu besitzen wünschte, so griff alles mit Eifer an, daß die Tiere in kaum einer Viertelstunde gerüstet zum Aufbruch standen.

Reiwald und der Doktor, von dem entsetzlichen Trinken gestern abend betäubt und dabei die ganze Nacht in Unruhe gehalten, waren erst dann eingeschlafen, als die an derartige Gelage gewöhnten Indianer die Hütte verließen. Dort hatte man sie ruhig liegen lassen denn sie wären draußen nur im Weg gewesen. Da aber Jose auch ihre Pferde mit herbeigetrieben, so wurde ihr Gepäck ebenfalls mit aufgeschnürt, und man weckte sie erst, als Don Enrique an die Verteilung der Geschenke ging, was freilich keine lange Zeit in Anspruch nahm.

„Hallo, Landsleute!“ rief Meier, den Kopf in die Tür der Hütte steckend, „vorwärts, — auf! — Es wird Zeit, daß wir aufbrechen! — Ausgeschlafen könnte ihr wohl jetzt haben. Alles ist fertig gepackt, und eure Pferde stehen vor der Tür.“

„Ja, was wäre denn das?“ brummte der Doktor, indem er sich aus seiner Decke wickelte und mit blinzelnden Augen in das Helle hinaussah. „Fort wollen wir? Wo ist denn das Frühstück?“

„Die haben nicht einmal Feuer angemacht!“ sagte Reiwald. „Das ist göttlich!“

„Na, nun bitte ich aber zu grüßen!“ stöhnte der Doktor. „Ohne Kaffee fort, und der Hals brennt mir wie Feuer; nein das geht nicht.“

„Dagegen möchte ich ebenfalls freundlich protestieren; und unser Gepäck schon aufgeladen? Da steckt ja die Kaffeemaschine mit drin, — die müssen wir doch erst heraus haben.“

Meier war in der Tür stehengeblieben und hatte mit innigem Vergnügen die trostlosen Gesichter seiner Landsleute betrachtet. Er wußte sich noch genau zu erinnern, wie ihm zumute gewesen war, als er „grün“ in das Land gekommen und sich in gar nichts hineinfinden konnte. Das hatte er nun überstanden, die beiden Herren mußten das aber erst durchmachen. Und wie unbeholfen sie sich dabei benahmen! Er war nicht gesonnen, den ganzen Zug durch sie aufhalten zu lassen; und wie er beide jetzt ratlos vor dem kalten Feuerherd stehen sah, machte er kurzen Prozeß. Jose war in die Tür getreten, um nach den beiden Begleitern zu sehen, und diesem zuwinkend, griff er einen der beiden Sättel mit den Decken auf, während der Peon den andern nahm, und sagte wohlmeinend:

„So, wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll, so waschen Sie sich geschwind die Augen aus, während wir Ihre Pferde satteln. Ihr kennt ja wohl das Geschirr, Jose? Gut, seien Sie flink wieder da, denn sonst geht Ihr Gepäck mit fort und Sie können zusehen, wie Sie nachkommen.“

„Aber zum Teufel, Landsmann!“ rief Reiwald. „Ich bin noch nicht einmal mit mir einig, ob ich den alten Herrn überhaupt weiter begleiten soll als hierher. Keiner von uns kann sich ordentlich mit ihm verständigen und das verdammte Packtier treiben.“

„Auch nicht, wenn ich die Reise als Dolmetscher mitmache?“

„Gehen Sie wirklich mit?“ fragte der Doktor rasch.

„Gewiß, und mein Begleiter ebenfalls; zum Treiben haben wir außerdem noch zwei Indianer engagiert!“

„Das ändert die Sache!“ rief Reiwald. „Aber erst den Kaffee.“

Meier war hinausgetreten und hatte den Sattel an Cruzado gegeben, der ihn rasch auflegte, dann ging er zu seiner Satteltasche und kehrte nach einigen Minuten wieder in die Hütte zurück, — in jeder Hand hielt er zwei gebratene Kartoffeln.

„So“, sagte er, indem er jedem eine Hand entgegenstreckte, „jetzt seien Sie vernünftig. Kaffee gibt's heute morgen nicht, und ein paar Stunden dürfen wir deshalb nicht versäumen. Da, sie sind noch warm, die essen Sie. Das ist gerade so gut wie Kaffee und manchmal noch besser. Sie werden so in der nächsten Zeit nicht viel davon zu sehen bekommen. Und nun machen Sie, daß Sie fertig werden.“

„Wo ist der Kazike?“

„Der ist nur einmal hinüber in das andere Haus geritten, um sich den Mund mit einem halben Eimer Chicha auszuspülen, — er wird gleich wieder da sein.“ Meier verschwand, wie er gekommen.

Die beiden, so urplötzlich aus aller gewohnten Bequemlichkeit gerissenen und mitten in die Wildnis hineingesetzten Deutschen waren in halber Verzweiflung, und wußten nicht, was sie tun — was sie lassen sollten. Sie hätten sich gern gewaschen, aber nirgends fand sich ein Waschtisch oder nur ein Becken, da ein solches ebenfalls mit unter ihrem Gepäck st... Sie fühlten sich unbehaglich, hungrig und durstig, mit peinigendem Kopfschmerz, und keinen Kaffee, nicht einmal jemand, der sich um sie kümmerte. Die beiden Kartoffeln — es war noch das einzige, an das sie sich halten konnten, — wurden rasch verzehrt.

„Und jetzt wollen wir fort?“ fragte der Doktor.

„Sind Sie fertig?“ rief Meier wieder zur Tür hinein.

„Gehen Sie zum Teufel!“ brummte Reiwald, und fing an, sich seine Sporen festzuschnallen. „Das ist eine Freude; wenn ich das verdammte Amerika nur in meinem Leben nicht gesehen hätte!“

Meier war hereingekommen und sah sich überall um, wo die Decken gelegen hatten, ob auch nichts vergessen wäre.

„Da“ rief er plötzlich, „da ist auch noch Ihr Feuerzeug! Es liegt gerade in einem Wassertümpel. Und hier der Taschenkamm gehört wohl auch einem von Ihnen; denn die Indianer haben keine Taschen. Da hängt auch richtig noch eine deutsche Halfter, und das Teleskop daneben, wollen Sie das da lassen?“

„Ja, lieber Gott,“ sagte der Doktor, „wenn man so gehetzt wird.“

„Sind Sie nun fertig?“

„Gewaschen haben wir uns noch nicht.“

„Na, das können Sie unterwegs besorgen, Wasser finden wir genug, manchmal ein bißchen zu viel. Hat das aber Mühe, Sie flott zu bekommen! Sind Sie jetzt so weit?“

„Herr Gott, haben Sie heute morgen eine Eile!“ sagte Reiwald ärgerlich. „Der Zug geht doch nicht ab!“

„Gewiß geht er ab, gerade da draußen!“ nickte Meier. „Wenn Sie jetzt nicht aufsitzen, müssen Sie nachkommen.“ Ohne sich weiter um sie zu bekümmern, eilte er hinaus, sprang in den Sattel und half den Indianern die Tiere zusammenhalten. Es war wirklich keine Zeit mehr zu verlieren. Don Enrique verschwand, als sie in die Tür traten, mit dem neben ihm reitenden Cruzado in den Büschen, und eben verließen die letzten Packtiere den Platz.

„Sennor, klein bißchen Tabak noch!“ bettelten ein paar Indianer in gebrochenem Spanisch, da sie irrtümlicherweise diesen Moment für günstig hielten. „Nur ein klein bißchen!“

„Ja“, sagte der Doktor, der wohl verstand, was sie meinten aber auf Deutsch, indem er sein Pferd bestieg und die Zügel ordnete, „besuchen Sie mich heute abend, dann können Sie welchen kriegen!“

Reiwald konnte mit seinem Gewehr nicht zustande kommen, das ihn am Aufsitzen hinderte.

„Doktor, halten Sie mir doch das verfluchte Schießeisen, ich komme nicht hinauf!“

„Klein bißchen Tabak, Sennor!“ baten die Indianer wieder.

„Haltet mir nur einmal das Pferd.“

Die Leute verstanden an seiner Gebärde, was er wollte, denn sein Tier wurde unruhig, da es die anderen schon voraussah. Wie immer gefällig, hielten sie es am Zügel, und einer nahm ihm sein Gewehr ab, bis er oben war. Jetzt endlich saß er und hing sich seine Büchse um.

„Klein bißchen Tabak, Sennor!“ baten die Indianer wieder.

„Wenn ich wiederkomme!“ sagte Reiwald und gab seinem Pferd die Sporen, das mit ihm in Karriere hinter den Packtieren herflog. Es war gut, daß er festsaß, es wäre ihm sonst übel ergangen; denn von den Indianern hätte er keine Hilfe mehr zu erwarten gehabt. Im nächsten Augenblick verschwand auch die kleine Kavalkade in den Büschen, während die beiden Deutschen keine Ahnung hatten, nach welcher Richtung ihr Ziel jetzt eigentlich lag. Anfangs schauten sie sich auch gar nicht um, sie konnten das unbehagliche Gefühl noch nicht abschütteln, zum erstenmal in ihrem Leben ungewaschen und ohne Frühstück eine

Reise anzutreten. Wo blieb da das Vergnügen? Selbst der herrlichste Sonnenschein, wie der wunderbar schöne Wald, der sie umgab, konnten ihre Gedanken davon nicht ablenken. Auch mit den Pferden hatten sie noch zu tun, die heute morgen, nach dem guten Nachtfutter, ganz unbändig schienen und sich erst einigermaßen beruhigten, als sie den übrigen Troß eingeholt und zum Teil auch überholt hatten. Reiwald besonders konnte dabei noch immer nicht zurechtkommen, denn sobald ihm sein Tier nur einen Moment Ruhe ließ, suchte er noch fortwährend etwas in seinen Satteltaschen, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite, endlich fand er es.

„Gott sei Dank!" rief er aus. „Ich wußte doch, daß ich noch irgendwo eine halbe Tafel Schokolade stecken haben mußte, das ist doch wenigstens etwas Naturgemäßes in den nüchternen Magen. Wollen Sie ein Stück, Doktor?"

„Alles mit Dank angenommen, Kamerad!" sagte dieser, indem er die Hand ausstreckte. „Dafür kann ich Ihnen einen Schluck aus meiner Feldflasche geben."

„Um Gottes willen, nur keinen Branntwein!" rief Reiwald. „Seit dem gestrigen Abend habe ich eine ordentliche Abneigung dagegen und kann ihn nicht einmal mehr riechen."

„Es ist noch Portwein darin."

„Das ändert die Sache. Portwein gehört wenigstens zu den anständigen Getränken. Ah, das ist gut! So, nun können wir's eine Weile aushalten. Wenn sie uns nur wenigstens Zeit gegeben hätten, uns zu waschen, aber diese Südamerikaner scheinen gar kein Bedürfnis zu fühlen. Hallo, was ist das?"

(Fortsetzung folgt.)

Lache Bajazzo!

Heitere Künstlergeschichten von **Karl v. Bondy.**

Der geschäftstüchtige Herr Levavasseur.

Der Pariser Verlagsbuchhändler Alphonse Levavasseur faßte einst (im Jahre 1820) den ehrenwerten Entschluß, einen jungen, bis dahin ziemlich unbekannten Romanschriftsteller zu besuchen, um ihm ein schlechthin meisterhaftes Manuskript abzukaufen, das die Bewunderung des Fachmannes hervorrief. Levavasseur versprach sich von dem neu entdeckten Roman einen durchschlagenden Erfolg und hoffte, der Verfasser würde mit einem Honorar von dreitausend Franken gern vorlieb nehmen· so viel wollte er ihm aus freien Stücken anbieten. Als er aber feststellte, daß der junge Titan in der Nähe der städtischen Markthalle, in einem wenig vornehmen Viertel von Paris, wohnte, dachte sich Levavasseur, der Mann müsse ein „Plebejer" sein, dem man getrost — zwei Tausender anbieten könne. Er machte sich auf den Weg, um das Geschäft abzuwickeln, und erfuhr vom Pförtner, daß der Schriftsteller in einer Mansardenstube der fünften Etage sein Domizil habe. „Fünf Treppen", rümpfte Levavasseur die Nase, „da werden schon tausend Franken genügen!" Er klopfte an der Tür der kleinen Notwohnung und sah mit einem Blick, daß sie recht armselig eingerichtet war: „Notdürftige Wohnung bedeutet materielles Elend, ich biete dem Mann höchstens fünfhundert an . . ." Der Inhaber der Mansardenstube hieß seinen unbekannten Besucher herzlich willkommen, ließ sich aber bei seiner Mahlzeit nicht stören. Diese bestand aus einer Tasse Kaffee und einer Scheibe Brot. „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich mein Mittagessen nicht stehen lasse", meinte der Bohemien lächelnd, „es mundet aber vorzüglich, und ich habe einen Bärenhunger." — Anspruchslos ist er auch noch", meditierte Levavasseur und erwarb das Manuskript für — — hundertfünfzig Franken in bar. Er verdiente an diesem Roman runde hundertfünfzigtausend Franken. Der „Plebejer" in der Mansardenwohnung war kein anderer als — Honoré de Balzac!

Anachronismus.

In einem modernen Drama kam des Wort „Anachronismus" vor, und eine junge Priesterin der Thalia wußte nicht, was dieser Ausdruck bedeute. Sie wandte sich vertrauensvoll an den Spielleiter und bat um Auskunft. Der Regisseur antwortete mit einer Gegenfrage: „Wie alt sind Sie eigentlich, mein liebes Kind?" — „Neunzehn", ließ sich die wißbegierige Schöne vernehmen. „Sehen Sie", belehrte sie der maliziöse Bühnenvorstand, „das ist eben Anachronismus!"

Lesseps' schriftstellerische Tätigkeit.

Der französische Diplomat Ferdinand Vicomte de Lesseps wurde 1885 zum Mitglied der Académie française ernannt. In einer Künstlergesellschaft meinte eine Dame, der Mann verdiene die Auszeichnung gar nicht, da er nichts geschrieben habe. Anatole France entgegnete hierauf: „Wenn auch seine schriftstellerische Tätigkeit sich lediglich auf die Unterschrift der Aktien der Baugesellschaft vom Suezkanal beschränkt, so hat er doch mehr „geschrieben" als so mancher Dichter unserer Zeit!"

Irren ist menschlich.

Als der unverwüstliche französische Humorist Tristan Bernard in diesem Jahre aus der Sommerfrische zurückkehrte, ging ihm auf einer Umsteigestation ein Gepäckstück (ausgerechnet mit kostbaren Manuskripten beladen) verloren. Der Schriftsteller wandte sich beschwerdeführend an den Stationsvorstand. Der Mann erkannte ihn natürlich nicht, behandelte den erfolgreichen Bühnenautor wie einen gewöhnlichen Sterblichen und darüber hinaus sogar recht unfreundich. Ein Wort gab das andere, auch Bernard vergaß in der Hitze des Wortgefechts seine gute Erziehung und wurde immer ausfallender. Da bekam der Beamte einen roten Kopf und schnauzte den groben Fahrgast an: „Zum Donnerwetter noch einmal, Monsieur, halten Sie mich denn für einen Vollblutidioten?" — „Ich halte Sie bestimmt nicht für einen Idioten", erwiderte Bernard gelassen, „irren ist aber menschlich! . . ."

Balzac und der Gerichtsvollzieher.

Honoré de Balzac ertappte gelegentlich seinen Diener bei einer Lüge und hielt dem Mann einen Vortrag darüber, daß Lügen eine Erzsünde sei. „Es ist menschenunwürdig", beendete er die lange Gardinenpredigt, „unsere Mitmenschen durch Lügen irre zu führen". — „Warum lassen Sie mich dann immer sagen, wenn der Gerichtsvollzieher zu uns kommt, Sie seien nicht zu Hause", hielt ihm der Bursche vor. „Die Gerichtsvollzieher, mein lieber Junge", belehrte ihn sein Herr im Brustton der Überzeugung, „sind eben keine Mitmenschen!"

Zwei Männer blasen Waldhorn.

Skizze von **Eusebius Klabums.**

Man müßte meinen, daß in einem kleinen Flecken Tage und Monde unter den lustig zwinkernden Augen beschaulichen Lebens gemächlicher vergehen. Fräulein Suse Schlehdorn war anderer Ansicht. Sie fand sogar, daß sie sehr schnell die Dreißig überschritten und es wohl zu Jahren und ansehnlichen Ersparnissen, leider aber zu keinem Ehegespons gebracht hatte.

Fräulein Suse stand im Begriff, ein Vorurteil nach dem andern über Bord zu werfen, um ihr Lebensschifflein zu erleichtern, und zögernd streifte sie auch kleine Sentimentalitäten ab.

Im breiten Bett des Alltagslebens plätscherte ihr Dasein dahin. Sie kümmerte sich nicht um Nachbarn und Umwelt, und es wäre ihr kaum aufgefallen, daß der Besitzer der Bäckerei in der Marktgasse nicht mehr der robuste Mellenthin war, der sich nach langem Kampfe mit sich selbst auf sein Altenteil gesetzt hatte, sondern ein rundlicher, pausbäckiger Mann mit kleinem, schwarzem Schnurrbart und possierlich blanken Augen. Er hatte eine so gefällige Art, seine Kunden zu bedienen, jedem eine Artigkeit zu sagen, daß sogar Suse aufhorchte.

Noch heftiger aber spannte sie ihr Ohr an, als sie eines Tages den kleinen Laden leer fand, aber aus der Hinterstube den gedämpften Klang eines Waldhorns vernahm. Suse stand sinnend, bis der unbekannte Spieler geendet, dann räusperte sie sich. Etwas verlegen kam Meister Börtel hervor:

„Tausendmal Verzeihung, Fräulein Schlehdorn, aber über dem Getute habe ich . . ."

„O, es klang sehr hübsch", sagte sie mit leichtem Erröten.

Seine Augen glänzten: „Meinen Sie wirklich? Ich habe so einen kleinen Schwarm für Musik im allgemeinen und für

Blasmusik im besonderen. Und wissen Sie" — er senkte seine Stimme zu vertraulichem Flüstern, „ich bin doch jetzt auch in der Freiwilligen Feuerwehr hier, und auf dem Stiftungsfest soll ich so'n Solo blasen. Da übe ich halt fleißig! „Die Post im Walde" werde ich spielen."

Ob sie das kannte! Sie spiele doch selber Klavier! Unversehens waren beide in ein eifriges Gespräch geraten, das nur durch den Eintritt eines Kunden unterbrochen wurde.

Dem Schlächter Gnewitzak fiel es nachgerade auf, daß Fräulein Suse immer länger im Bäckerladen verweilte. Es kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß sie eigentlich ein blitzsauberes Mädel war, bescheiden, ordentlich. Und wenn es stimmte, daß sie runde siebentausend auf der Sparkasse — er kratzte sich den Kopf. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Man wurde trotz oder vielleicht gerade wegen des Junggesellenlebens so „pöh a pöh" alt.

Suse wunderte sich über die zunehmende Liebenswürdigkeit ihres „Hoflieferanten" Gnewitzak. Er suchte ihr nicht nur die besten Stücke aus, sondern wog auch reichlich, was bisher nicht seine Tugend war. Eines Tages fing er ohne ersichtlichen Grund von Waldhörnern zu sprechen an.

„Sie spielen auch Waldhorn?"

Gnewitzak warf sich in die Brust. Und ob! Auf dem Stiftungsfest der Freiwilligen Feuerwehr . . . er beugte sich über den Ladentisch und tuschelte ihr etwas ins Ohr.

Fast hätte Suse laut aufgelacht. Der Schelm saß in ihren Mundwinkeln.

„Sie wissen doch, daß Börtel auch Waldhorn bläst."

„Der? Nöö — noch nicht gewußt."

„— und daß er beim Stiftungsfest der Feu —"

„Die Post im — ach sieh da, was Sie sagen! Der will auch Solo blasen!" Gnewitzak nahm einen kühnen Anlauf. „Fräulein Schlehdorn — Fräulein Suse — sehen Sie mal, ich bin doch nun in die Jahre gekommen, wo man —"

„— sich mächtig einsam und allein fühlt. Weiter, Herr Gnewitzak. Sie bleiben stecken? Nun, ich will Ihnen sagen, so ungefähr dasselbe hat mir heute auch schon jemand gesagt."

Gnewitzak warf einen finsteren Blick durch das Schaufenster nach der gegenüberliegenden Bäckerei.

Suse lenkte ein: „Ich habe noch nicht ja gesagt — halt! Nicht so eilig. Wissen Sie, ich bin auch in die Jahre gekommen, wo man nicht mehr mit tausend Masten segelt. Es prüfe, wer sich ewig bindet. Warum nicht? Ich mache Ihnen und Herrn Börtel einen annehmbaren Vorschlag: Wer am schönsten bläst, führt die Braut heim. Wer entscheidet? Überlassen Sie es dem Publikum. Abgemacht?"

Er streckte ihr strahlend die rundliche Hand hin: „Abgemacht! Dem Börtel werde ich schon was blasen, Fräulein Suse. So ungefähr!"

Er formte beide Hände zu einem Trichter vor dem Munde und intonierte den Anfang zum Ständchen „Lahihihise flöhhöhöhen mahihihne Lihihihider . . ."

Suse flüchtete lachend. —

Der „Grüne Baum" war vorschriftswidrig mit bunten Papiergirlanden ausgeputzt, alte Gehröcke und Kattunkleider mischten ein farbenkleckſiges Bild. An einem der ersten Tische vor der winzigen Bühne saßen teilnahmslos die beiden Gesellen Börtels und der Lehrjunge.

Nachdem Männerchor „Veilchen" die alten Eichen rauschen und der Gemeindevorsteher die tapfere Freiwillige Feuerwehr hatte hochleben lassen, trat Börtel auf das Podium. Die beiden Rivalen hatten diese Ehre ausgelost. Börtel blies mit Leibeskraft und Hingebung die „Post im Walde". Wie sanft er das Echo ausdrückte! Brausender Beifall. Börtel verneigte sich wieder und wieder, den Blick immer nach jener Seite gerichtet, wo Suse etwas beklommen auf dem harten Stuhl hin und her rutschte.

Lächelnd schob sich Gnewitzak durch die Kulissen. Seines Sieges war er gewiß, hatte er doch schon gestern einige Runden Freibier springen lassen. Energisch hob er das Waldhorn zum Munde. Die ersten Töne quollen hauchzart hervor — gleichzeitig aber auch Gnewitzaks Augen. Seine Kinnbacken krampften sich zusammen; er versuchte, wegzuschauen von dem furchtbaren Bilde, das sich ihm bot: Am vorderen Tische saßen mit gleichgültiger Miene die beiden Gesellen und der Lehrjunge Börtels und bissen herzhaft jeder in eine riesige Zitrone.

Das Wasser rann Gnewitzak im Munde zusammen, „ein klangloses Wimmern, ein Schrei voll Schmerz entquoll dem metallenen Munde". Das blanke Metall röchelte, unter tosendem Gelächter räumte Gnewitzak das Feld. „Rache, Blut- und Leberwurst!" grollte es in ihm. Die Zitronen wollte er dem Teigpantscher sauer werden lassen.

Aber Fräulein Suse verscheuchte seine finsteren Gedanken mit einem freundlichen Wort, und der Börtel machte so verschmitzte Augen, daß Gnewitzak selber lachen mußte und die gebotene Versöhnungshand kräftig drückte. Börtel flüsterte ihm etwas ins Ohr, strahlend erwiderte der Besiegte: „Aber selbstverständlich! Wird gemacht!"

„Was hast du ihm denn gesagt?" fragte Suse neugierig.

„Ach, ich habe ihn nur gefragt, ob er später Pate stehen will . . ."



Bunte Chronik



*** Dem Andenken des ersten Rauchers.** In der spanischen Stadt Ayamonte wurde kürzlich das Gedächtnis Rodrigos de Jérez durch Anbringung einer Marmortafel an seinem Geburtshause geehrt. „Sehr schön! Aber wer ist Rodrigo de Jérez?" denkt der Leser. Niemand kennt den Namen, und auch das Konversationslexikon versagt. Und doch ist der Unbekannte schon wert, daß man sich seiner erinnert, war er doch der Erste in Europa, der es gewagt hat, Tabak zu rauchen. Zu der damaligen Zeit bedeutete dies in der Tat ein Wagnis. Rodrigo hatte an der ersten Amerikafahrt Kolumbus' teilgenommen. In den neu entdeckten Ländern sahen die Spanier, wie die Eingeborenen die getrockneten, zusammengerollten Blätter einer Pflanze mit sichtlichem Behagen rauchten. Sie ahmten das Beispiel der Indianer nach, machten mit dem unbekannten Kraut aber so schlechte Erfahrungen, daß alle bald wieder auf den zweifelhaften Genuß verzichteten. Nur Rodrigo de Jérez ließ sich nicht so leicht abschrecken und wurde, einmal an das Nikotin gewöhnt, bald ein begeisterter Freund des Tabaks. Nach Spanien zurückgekehrt, frönte er seiner Leidenschaft auch zu Hause, aber mit dem betrüblichen Erfolge, daß seine eigene Frau ihren Mann von bösen Geistern besessen glaubte und ihn beim Inquisitionsgericht anzeigte. Rodrigo wurde ins Gefängnis gesteckt und so lange in Haft behalten, bis seine Richter — nach vier Jahren — sich überzeugt hatten, daß der Tabakgenuß ein durchaus harmloses Vergnügen darstellt.

*** Nicht gleich das erste Mal.** Der Komponist G. Fr. Händel wurde auf seiner Reise nach Irland gezwungen, sich mehrere Tage in Chester aufzuhalten. Um die Zeit nützlich auszufüllen, wollte er einige Chöre, die er in Irland aufzuführen gedachte, probieren und wandte sich an den dortigen Kathedralorganisten Baker, um durch dessen Auskunft einige Sänger zu erhalten, die sofort vom Blatt singen könnten. Dieser schlug ihm den Buchdrucker Janson vor, der eine gute Baßstimme hatte. Im Gasthaus zum goldenen Falken war die Probe. Aber in einem Chore des Messias machte Janson so arge Fehler, daß Händel ihn in vier bis fünf Sprachen anwetterte und zuletzt in gebrochenem Englisch sagte: „Prahlhans, du willst vom Blatt singen können!" Der Buchdrucker verlor die Ruhe nicht: „Ja, Herr Kapellmeister, das kann ich auch. Aber nicht gleich das erste Mal!"

*** Kostbare Leben.** Eines jeden Menschen Leben ist kostbar, auch das des amerikanischen Fabrikanten P. S. Dupont im Staate Delaware. Dieser hat eine Anzahl Lebensversicherungen abgeschlossen, im Gesamtbetrage von 7 000 000 Dollar (über 60 Millionen Zloty!). Damit schlägt Dupont den Rekord auf dem Gebiete der Lebensversicherung. Weitere neun Amerikaner sind für 5 000 000 Dollar oder höher versichert und 312 zu Beträgen von mehr als 1 000 000 Dollar. Der Schauspieler Jak Barrymore steht auf der Liste mit 2 000 000 Dollar; die Filmsterne Doug, Mary und Constance Talmadge, alle drei mit 1 000 000 Dollar (4 000 000 Mark).

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg